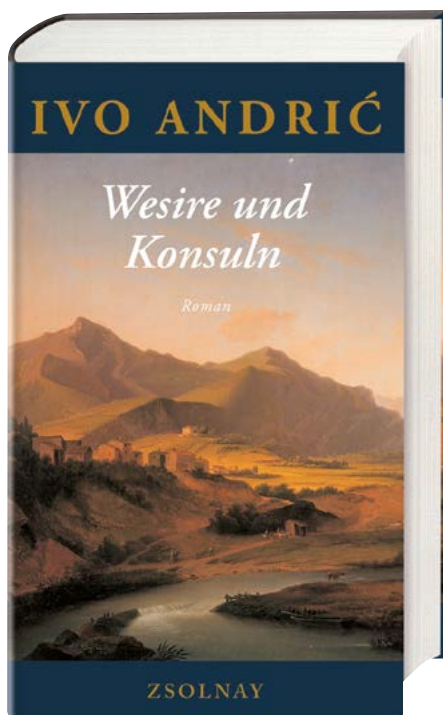


Leseprobe aus:
Ivo Andrić
Wesire und Konsuln



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2016





Ivo Andrić
Wesire und Konsuln

Roman

Deutsch von Hans Thurn,
überarbeitet von
Katharina Wolf-Griëßhaber

*Mit einem Nachwort von
Karl-Markus Gauß*

Paul Zsolnay Verlag

Titel der serbischen Originalausgabe:
Travnička hronika

I 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-552-05802-6

All rights reserved

© The Ivo Andrić Foundation, Beograd, Serbia

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2016

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Wesire und Konsuln

Prolog

Am Ende des Travniker Basarviertels steht unterhalb der kühlen und rauschenden Quelle des Šumeć-Baches seit Menschengedenken »Lutvos kahva«. An Lutvo, den ersten Eigentümer des kleinen Kaffeehauses, können sich selbst die ältesten Leute nicht mehr erinnern; er ruht schon mindestens hundert Jahre auf einem der rings um Travnik verstreuten Friedhöfe, aber alle gehen »zu Lutvo« ihren Kaffee trinken, und sein Name lebt in aller Munde, wo die Namen so vieler Sultane, Wesire und Begs längst vergessen sind. Im Garten des kleinen Kaffeehauses, dicht unter der Felswand, am Fuß des Berges, gibt es, etwas abseits und erhöht, ein schattiges Plätzchen, wo eine alte Linde wächst. Um diese Linde sind zwischen Felsen und Gestrüpp niedrige Bänke von unregelmäßiger Form eingefügt, auf denen man gerne sitzt und von denen man schwer aufsteht. Sie sind durch die Jahre und die ständige Beanspruchung abgenutzt und verzogen und mit dem Baum, der Erde und dem Gestein ringsum völlig verwachsen und eins geworden.

Während der Sommermonate, also von Anfang Mai bis Ende Oktober, ist dies nach uralter Sitte der Ort, an dem sich nachmittags um die Zeit der Ikindija die Begs von Travnik versammeln und mit ihnen andere Männer von hohem Ansehen, die zu ihrem Kreis Zutritt haben. Zu dieser Stunde würde sich kein anderer Stadtbewohner unterstehen, auf der kleinen Erhöhung zu sitzen und Kaffee zu trinken. Das Plätzchen wird Sofa genannt. Auch dieses Wort hat im Travniker Volksmund seit Generationen eine feste gesellschaftliche und politische Bedeutung, denn was in der Sofa-Runde gesagt, besprochen und beschlossen wird, gilt beinahe ebenso viel, als wäre es im Diwan des Wesirs, im Kreis der Ajanen, entschieden worden.

Auch heute sitzen hier etwa zehn Begs, obwohl der Himmel bewölkt ist und sich ein Wind erhoben hat, der um diese Jahreszeit Regen bringt. Es ist der letzte Freitag im Oktober 1806. Die Begs auf ihren Plätzen unterhalten sich leise; die meisten verfolgen nachdenklich das Spiel von Sonne und Wolken und hüsteln ab und zu missgestimmt.

Das Gespräch dreht sich um eine große Neuigkeit.

Einer von ihnen, ein gewisser Sulejman-Beg Ajvaz, der in diesen Tagen in Geschäften nach Livno gereist war, hat dort mit einem ernst zu nehmenden Mann aus Split gesprochen und von ihm eine Nachricht erfahren, die er den Begs jetzt mitteilt. Die Sache ist den Männern nicht ganz klar, sie erkundigen sich nach Einzelheiten und bitten ihn, das Gesagte zu wiederholen. Sulejman-Beg erzählt nun ausführlich:

»Hört, wie es war! Der Mann fragt mich ganz freundlich: ›Bereitet ihr euch in Travnik auf Gäste vor?‹ ›Wir? Nein!‹, antworte ich. ›Uns liegt nichts an Gästen.‹ ›Ob euch daran liegt oder nicht!‹, meint er darauf, ›ihr müsst euch wohl oder übel auf welche einstellen, weil ein französischer Konsul zu euch kommen wird! Bunaparte hat von der Pforte in Stambul verlangt, der Entsendung eines französischen Konsuls zuzustimmen, der in Travnik ein Konsulat eröffnen und dort seinen Sitz haben soll! Die Genehmigung ist bereits erteilt. Noch in diesem Winter könnt ihr mit dem Konsul rechnen.‹ Ich gebe dem Gespräch eine scherzhafte Wendung: ›Hunderte von Jahren haben wir ohne jeden Konsul gelebt, wir können es auch künftig, und was soll ein Konsul in Travnik schon anfangen?‹ Aber er bleibt dabei: ›Ihr könnt gelebt haben, wie ihr wollt, jetzt müsst ihr mit einem Konsul leben! Die Zeiten haben sich gewandelt. Der Konsul wird sich schon eine Arbeit finden; er wird an der Seite des Wesirs sitzen, Befehle erteilen, Anordnungen treffen und beobachten, wie sich die Begs und die Agas benehmen, was die Rajah treibt, und alles dem Bunaparte melden.‹ ›Das

hat es noch nie gegeben und kann es nie geben!«, widerspreche ich dem Ungläubigen. »Noch kein Mensch hat die Nase in unsere Angelegenheiten stecken können, also wird es auch der nicht!« »Schön wär's! Seht zu, wie ihr zurechtkommt«, sagt er zu mir, »den Konsul müsst ihr jedenfalls aufnehmen, denn was Bunaparte fordert, hat bisher noch keiner abgelehnt, und das wird auch die Regierung in Stambul nicht. Passt auf: Sobald Österreich sieht, dass ihr den französischen Konsul aufgenommen habt, wird es darauf bestehen, dass ihr auch einen Konsul von ihm ins Land lasst, und dann kommt Russland ...« »Halt, das geht zu weit, mein Freund«, falle ich ihm ins Wort, aber er schmunzelt nur, der Schuft, der katholische, und fasst sich an den Schnurrbart: »Den darfst du mir abschneiden, wenn es nicht genau so kommt, wie ich voraussage, oder wenigstens so ähnlich.« Das, liebe Leute, habe ich gehört, und es geht mir nicht aus dem Sinn«, schließt Ajvaz seinen Bericht.

In der gegenwärtigen Lage – das französische Heer steht bereits seit einem Jahr in Dalmatien, und in Serbien wollen die Aufstände kein Ende nehmen – genügt so ein vages Gerücht, um die ohnehin besorgten Begs zu beunruhigen und zu verunsichern. Sie zermartern sich die Köpfe, obwohl man es ihren Gesichtern und den Rauchwolken, die sie friedlich ausstoßen, nicht ansieht. Sie reden langsam und unentschlossen, einer nach dem anderen, und rätseln, wie viel an den Gerüchten wahr und wie viel erlogen und was zu unternehmen sei, um der Sache auf den Grund zu gehen und sie vielleicht noch im Keim zu ersticken.

Die einen vertreten die Ansicht, es handle sich um frei erfundene oder aufgebauschte Geschichten, mit denen sie jemand aus der Ruhe bringen und ängstigen wolle. Die anderen wiederum stellen verbittert fest, so seien nun einmal die Zeiten, und in Stambul, in Bosnien und auf der ganzen Welt geschähen derartige Dinge, man dürfe sich daher über nichts mehr

wundern, sondern müsse auf alles gefasst sein. Die Dritten endlich trösten sich damit, dass es sich um Travnik handle – Travnik!, nicht um irgendein Provinznest oder einen elenden Marktflecken, und ihnen das, was den anderen zustoße, nicht zustoßen müsse und könne.

Jeder sagt etwas, nur um etwas zum Gespräch beizutragen, aber keiner will sich festlegen, denn alle warten darauf, was der Älteste unter ihnen sagen wird. Dieser Älteste ist Hamdi-Beg Teskeredžić, ein stattlicher Greis, langsam in seinen Bewegungen, doch immer noch kräftig und von riesenhaften Körpermaßen. Er hat an vielen Kriegszügen teilgenommen, Verwundungen erlitten und Gefangenschaften überstanden, außerdem ist er Vater von elf Söhnen und acht Töchtern und verdankt ihnen eine zahlreiche Nachkommenschaft. Bart und Schnurrbart sind schütter, das scharf und regelmäßig geschnittene Gesicht gebräunt und voller Narben und blauer Brandmale, die von einer lange zurückliegenden Pulverexplosion herrühren. Die schweren bleifarbenen Lider hängen herab. Er spricht langsam, aber klar.

Schließlich unterbricht Hamdi-Beg mit seiner erstaunlich jungen Stimme das Rätselraten, die Mutmaßungen und die Befürchtungen:

»Jetzt einmal ruhig, wir wollen doch nicht, wie man sagt, dem Hadschi nachtrauern, ehe er gestorben ist, und die Leute unnötig aufregen. Man muss Augen und Ohren offen halten, sich alles gut merken, aber man braucht sich nicht gleich alles zu Herzen zu nehmen. Wer weiß schon, was es mit diesen Konsuln auf sich hat? Sie kommen oder kommen nicht. Aber selbst wenn sie kommen, wird die Lašva nicht andersherum fließen, sondern in ihrer bisherigen Richtung. Wir sitzen hier auf unserem eigenen Grund und Boden, aber jeder Ankömmling steht auf fremder Erde, und sein Aufenthalt ist nicht von langer Dauer. Ganze Heere sind schon in unser Land

eingefallen, halten konnten sie sich niemals lange. Viele sind gekommen, um hier Fuß zu fassen, aber sie haben immer wieder Reißaus genommen, und genauso wird es auch jetzt geschehen, falls sie überhaupt kommen. Noch hat sich keiner blicken lassen. Und was der dort in Stambul gefordert hat, muss noch lange keine ausgemachte Sache sein. Manch einer hat schon sonst was verlangt, aber nicht jeder Wunsch geht in Erfüllung ...«

Nachdem er die letzten Worte verärgert ausgesprochen hat, hält Hamdi-Beg inne, stößt in vollkommener Stille eine Rauchwolke aus und fährt fort:

»Und selbst wenn es dazu kommt! Man muss abwarten, wie es sich entwickelt und wie lange es anhält. Noch kein Feuer hat bis zum Morgengrauen gebrannt, also auch nicht das Feuer dieses ... dieses ...«

Hier räuspert sich Hamdi-Beg, er hustet, seinen Zorn unterdrückend, und vermeidet so, den Namen Bunaparte auszusprechen, der in allen Gehirnen herumspukt und allen auf der Zunge liegt.

Keiner sagt mehr ein Wort, und das Gespräch über die jüngste Neuigkeit ist damit beendet.

Die Sonne wird plötzlich ganz von Wolken verdeckt, und eine heftige, kühle Bö erhebt sich. Metallen raschelt das Laub in den Pappeln am Wasser. Ein eisiger Schauer, der durch das ganze Travniker Tal fährt, kündigt an, dass die Zusammenkünfte und Beratungen der Sofa-Runde für dieses Jahr ein Ende haben. Nacheinander erheben sich die Bega, verabschieden sich stumm und gehen nach Hause.

Anfang des Jahres 1807 begannen sich in Travnik ungewöhnliche und bis dahin unbekannte Dinge abzuspielen.

Niemand hatte in Travnik jemals auch nur im Entferntesten daran gedacht, die Stadt sei für ein normales Leben und alltägliche Vorkommnisse geschaffen worden. Niemand, nicht einmal der letzte Bauerntrommel am Fuß des Vilenica-Berges. Das Grundgefühl, sie, die Travniker, seien anders als die übrigen Menschen und zu etwas Besserem und Höherem geboren und berufen, hatte sich mit dem kalten Wind vom Vlašić, mit dem mineralhaltigen Wasser des Šumeć-Baches und mit dem süßen Weizen von den Sonnenhängen rund um Travnik in jedes menschliche Wesen eingenistet und es nie verlassen, weder im Schlaf noch im Elend, noch in der Todesstunde.

Das galt vor allem für die Türken, die in der eigentlichen Stadt wohnten. Aber selbst die Rajah aller drei Religionen, die verstreut über die steilen Abhänge der Umgebung oder zusammengepfercht im abseits gelegenen Vorort lebte, war von diesem Gefühl erfüllt, allerdings auf ihre Art und ihren Verhältnissen entsprechend. Das galt auch für die Stadt selbst, deren Lage und Gliederung etwas Außergewöhnliches, Ureigenes und Stolzes hatten.

Ihre Stadt, das ist in Wirklichkeit eine enge und tiefe Schlucht, im Laufe der Zeit von Generationen aufgebaut und bebaut, ein befestigter Durchgang, in dem die Menschen geblieben waren, um für immer darin zu wohnen und sich ihm durch die Jahrhunderte hindurch anzupassen und umgekehrt ihn sich. Zu beiden Seiten der Stadt stürzen die Berghänge schroff ab und treffen sich in einem spitzen Winkel im Tal, wo kaum Platz für den schmalen Fluss und die

Straße daneben bleibt. So gleicht alles einem halb aufgeschlagenen Buch, auf dessen beiden Seiten links und rechts, wie Bilder, Gärten, Gassen, Häuser, Äcker, Friedhöfe und Moscheen liegen.

Kein Mensch hat je ausgerechnet, wie viele Sonnenstunden die Natur dieser Stadt vorenthalten hat, aber ohne Zweifel geht die Sonne hier später auf und zeitiger unter als in irgendeiner der zahllosen bosnischen Städte und Städtchen. Das bestreiten selbst die Travniker nicht, aber dafür behaupten sie, die Sonne scheine, solange sie scheint, nirgends so wie über ihrer Stadt. In diesem engen Tal, durch das tief unten die Lašva fließt und auf dessen Seiten die Quellen, Wasserrinnen und Bäche ein buntes Muster bilden, in diesem feuchten und ewig zugigen Tal gibt es fast nirgends einen richtigen Weg oder ebenen Platz, auf den man frei und ohne Bedenken seinen Fuß setzen könnte. Alles ist abschüssig und holprig, durchkreuzt und durchflochten, zusammengehalten oder zerrissen von Privatwegen, Zäunen, Sackgassen, Gärten und Pförtchen, Friedhöfen oder Gebetshäusern.

Hier am Wasser, dem geheimnisvollen, unstillen, gewaltigen Element, kommen die Travniker zur Welt und sterben, Generation um Generation. Hier wachsen sie auf, schwächlich und blassgesichtig, aber zäh und allem gewachsen; hier leben sie, den Konak des Wesirs vor Augen, stolz, schlank, geschmeidig, wählerisch und weise; hier gehen sie ihren Geschäften nach und bringen es zu Wohlstand oder hocken müßig herum und leben in Armut, alle aber sind sie zurückhaltend und vorsichtig, kennen kein lautes Lachen, aber verstehen es zu spotten, reden wenig, doch lieben es, über andere zu tuscheln; ist ihre Zeit gekommen, werden sie hier auch bestattet, jeder nach seinem Glauben und seinen Gebräuchen, auf den von Überschwemmungen bedroh-

ten Friedhöfen, und machen so einer neuen, ihnen ähnelnden Generation Platz.

So lösen sich die Geschlechter ab und vererben einander nicht nur die vorbestimmten körperlichen und seelischen Eigenheiten, sondern auch den Boden und den Glauben, nicht nur das angestammte Gefühl für Maß und Grenze, nicht nur die Vertrautheit mit allen Gassen, Pforten und Pfaden ihrer labyrinthartigen Stadt, sondern auch ihre angeborene Kenntnis der Welt und der Menschen überhaupt. Mit all dem kommen die Travniker Kinder zur Welt, vor allem aber mit ihrem Stolz. Der Stolz ist ihre zweite Natur, eine lebendige Triebkraft, die sie durch das ganze Leben begleitet und bewegt und ihnen ein sichtbares Zeichen aufdrückt, das sie von allen anderen Menschen unterscheidet.

Ihr Stolz hat nichts mit der naiven Überheblichkeit reich gewordener Bauern oder kleiner Provinzler gemein, die sich, mit sich selbst zufrieden, offen brüsten und lauthals rühmen. Im Gegenteil, er ist völlig verinnerlicht; eher ein drückendes Erbe und eine qualvolle Verpflichtung gegenüber sich selbst, der Familie und der Stadt oder, genauer gesagt, gegenüber der hohen, stolzen und unerreichbaren Vorstellung, die sie von sich selbst und von ihrer Stadt hegen.

Allerdings hat jedes menschliche Gefühl sein Maß und seine Grenze, selbst das Gefühl der eigenen Größe. Gewiss, Travnik ist die Stadt des Wesirs, und in ihr leben vornehme, saubere, maßvolle und kluge Menschen, ausersehen, sogar mit dem Sultan zu reden, aber auch für die Travniker hat es Tage gegeben, an denen ihnen ihr Ansehen zum Hals heraushing und sie sich im Stillen wünschten, ruhig und sorglos zu leben, in einem der ganz gewöhnlichen, ruhmlosen Städtchen, die weder in den großen Plänen der Herrscher noch bei Konflikten zwischen Staaten vorkommen, und die

nicht im Brennpunkt der Weltereignisse und auf dem Weg von berühmten und wichtigen Männern liegen.

Es waren Zeiten angebrochen, die nichts Angenehmes erhoffen und nichts Gutes erwarten ließen. Deshalb wünschten sich die stolzen und schlaun Travniker, dass gar nichts passieren sollte, dass sie, solange es ging, ohne Umwälzungen und Überraschungen leben konnten. Was kann denn Gutes kommen, wenn die Herrscher zerstritten sind, die Völker bluten und die Länder brennen? Ein neuer Wesir? Der wird um nichts besser, sondern eher schlechter sein als sein Vorgänger; sein Gefolge kennt man noch nicht, sicher ist es zahlreich und ausgehungert und stellt weiß Gott was für neue Ansprüche. (»Der beste Wesir war jener, der nur bis Priboj kam und von dort wieder nach Stambul zurückkehrte und seinen Fuß niemals auf bosnischen Boden setzte.«) Ein Ausländer? Ein angesehener Reisender vielleicht? – Auch was man von ihnen zu halten hat, weiß man. Sie hinterlassen in der Stadt ein wenig Geld und ein paar Geschenke, aber kaum sind sie weg, jagt man ihnen nach oder führt schon am nächsten Tag Verhöre und Ermittlungen durch: Wer und was sie gewesen seien, bei wem sie übernachtet und mit wem sie geredet hätten? Bis du dich herausgewunden und alles von dir abgeschüttelt hast, bist du arg gebeutelt und das Zehnfache deines Gewinns los. Oder ein Spitzel? Oder irgendein Beauftragter unbekannter Mächte mit zwielfichtigen Absichten? Schließlich weiß man nie, wer was im Schilde führt und wer wessen Werkzeug ist.

Kurzum, heutzutage gibt es nichts Gutes. Man will das bisschen Brot, das einem geblieben ist, verzehren und die Tage, die man noch vor sich hat, in dieser vornehmsten Stadt der Erde in Frieden verleben. Gott bewahre uns vor Ruhm, vor wichtigen Gästen und großen Ereignissen!

Das ist, was die angesehenen Travniker in den ersten Jah-

ren des 19. Jahrhunderts insgeheim dachten und wünschten, aber es versteht sich von selbst, dass sie es für sich behielten, denn jeder Travniker muss einen langen, verschlungenen, schwer passierbaren Weg zurücklegen, bis er seine Wünsche und Gedanken auch klar oder vernehmlich äußert.

Aber Ereignisse und Veränderungen gab es in letzter Zeit, also um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, viele und mannigfaltige. Von allen Seiten brachen sie herein, prallten gegeneinander und wirbelten durch Europa und das große Türkenreich, sodass sie sogar bis in diesen Talkessel vordrangen, wo sie zum Stehen kamen wie Sturzbäche oder Anschwemmungen.

Schon seitdem sich die Türken aus Ungarn zurückgezogen hatten, waren die Beziehungen zwischen Türken und Christen immer schwieriger und verwickelter und die allgemeinen Verhältnisse immer schlechter geworden. Die Krieger des Großreiches, die Agas und Spahis, die ihre reichen Besitzungen in den fruchtbaren Ebenen Ungarns hatten aufgeben und in ihr enges und karges Land zurückweichen müssen, waren verbittert und grollten allem Christlichen, gleichzeitig aber vermehrten sie die Zahl der hungrigen Mäuler, während die Zahl der arbeitenden Hände unverändert blieb. Dieselben Kriege des 18. Jahrhunderts, die die Türken aus den benachbarten christlichen Ländern hinausgedrängt und nach Bosnien zurückgetrieben hatten, lösten andererseits bei der christlichen Rajah kühne Hoffnungen aus und eröffneten ihr ungeahnte Horizonte, was nicht ohne Auswirkungen auf die Beziehungen der Rajah zu den »regierenden türkischen Herren« bleiben konnte. Beide Lager, sofern man in dieser Phase der Auseinandersetzung schon von zwei Lagern reden konnte, kämpften auf ihre Weise und mit den Mitteln, die den Umständen und der Zeit entsprachen. Die Türken arbeiteten mit Druck und Gewalt,

die Christen wiederum mit Geduld, List und Verschwörung oder der Bereitschaft zur Verschwörung; den Türken ging es um die Verteidigung ihrer Lebensrechte und ihrer Art zu leben, den Christen um die Erlangung der gleichen Rechte. Die Rajah empfand die Türken immer mehr als drückende Last, während die Türken verbittert feststellten, dass die Rajah aufzubegehren begann und nicht mehr dieselbe war wie einst. Durch den Zusammenprall so entgegengesetzter Interessen, religiöser Überzeugungen, Bestrebungen und Hoffnungen entstand ein verknotetes Knäuel, das durch die langen Kriege der Türken mit Venedig, Österreich und Russland nur noch verwickelter und verworrener wurde. Immer beklemmender und düsterer wurde es in Bosnien, die Konflikte häuften sich, das Leben wurde noch schwerer, Ordnung und Sicherheit gingen mehr und mehr zurück.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts brachte den Aufstand in Serbien als sichtbares Zeichen neuer Zeiten und neuer Kampfweisen. Das Knäuel in Bosnien wurde noch fester und unentwirrbarer.

Mit der Zeit bereitete dieser Aufruhr in Serbien dem ganzen türkischen Bosnien und auch der Stadt Travnik immer neue Sorgen und Scherereien, Schäden, Auslagen und Verluste, allerdings mehr dem Wesir, den Behörden und den übrigen bosnischen Städten als den Travniker Türken selbst, die keinen einzigen Feldzug für groß und bedeutend genug erachteten, um für ihn ihr Vermögen oder gar ihre Person aufs Spiel zu setzen. Über den »Aufstand des Karadjordje«¹ sprachen die Travniker mit gezwungener Geringschätzung, so wie sie auch für das Heer, das der Wesir gegen die Serben aussandte und das die zaudernden und zerstrittenen Ajanen

1 Karadjordje – deutsch: Schwarzer Georg; Führer mehrerer serbischer Aufstände zu Beginn des 19. Jahrhunderts. (A. d. Ü.)

nur säumig und in ungeordneten Haufen in die Umgebung von Travnik führten, immer gleich ein spöttisches Wort auf der Zunge hatten.

Die napoleonischen Kriege in Europa boten den Travnikern schon einen würdigeren Gesprächsstoff. Anfangs sprachen sie über diese Kriege wie über ferne Ereignisse, die man deutet und erörtert, die aber mit ihrem tatsächlichen Leben nichts zu tun haben und nichts zu tun haben können. Der Einmarsch der französischen Truppen in Dalmatien rückte diesen *Bunaparte* aus den Geschichten überraschend in die greifbare Nähe von Bosnien und Travnik.

Um dieselbe Zeit traf der neue Wesir, Husref Mechmed-Pascha, in Travnik ein und brachte Verehrung für Napoleon und Interesse für alles mit, was französisch war, und zwar, wie die Travniker fanden, in einem weit größeren Maße, als es sich für einen Osmanen und Statthalter des Sultans gehörte. All das beunruhigte und ärgerte die Travniker Türken, und sie begannen sich über Napoleon und seine Taten in kurzen und nichtssagenden Sätzen zu äußern oder nur mit einem stolzen und verächtlichen Verziehen des Mundes. Das half ihnen jedoch nicht, sich gänzlich gegen *Bunaparte* abzuschirmen und sich aus den Ereignissen herauszuhalten, die sich mit wundersamer Geschwindigkeit um ihn ausbreiteten, wie Wellenkreise um ihren Mittelpunkt, und wie ein Feuer oder eine Seuche den Fliehenden ebenso ereilten wie jenen, der sich nicht von der Stelle rührt. Dieser ihnen unbekante und unsichtbare Eroberer schleuderte auch auf Travnik wie auf so viele andere Städte der Welt Unruhe, Bewegung und Aufregung. Der harte und schallende Name *Bunaparte* sollte auf Jahre hinaus auch durch das Travniker Tal tönen, und die Travniker würden die kantigen und knorrigen Silben wohl oder übel oft wiederkauen; er sollte ihnen noch lange in den Ohren sausen und vor den

Augen flimmern. Denn die Zeiten der Konsuln waren angebrochen.

Alle Travniker ohne Unterschied lieben es, sich gleichmütig zu geben und unempfindlich zu wirken. Aber die Nachrichten von der Ankunft der Konsuln, bald eines französischen, bald eines österreichischen, bald eines russischen, bald aller drei zusammen, riefen bei ihnen Hoffnungen oder Sorgen hervor, weckten Wünsche und Erwartungen, und all das ließ sich nicht ganz verheimlichen, sondern brachte Bewegung in die Gemüter und Leben in die Gespräche.

Kaum einer von ihnen wusste, was diese Gerüchte bedeuteten, die schon seit dem Herbst im Umlauf waren, und keiner konnte sagen, was für Konsuln da kommen sollten und was sie in Travnik zu tun hätten. Eine Neuigkeit und ein nicht alltägliches Wort genügten unter den aktuellen Umständen, um die Phantasie der Bevölkerung anzuregen, um Gerede und Gerate zu entfachen, ja mehr noch: um Zweifel und Ängste, viele geheime Wünsche und Gedanken auszulösen, die man in sich trug, aber weder mit Worten noch mit Gebärden verriet.

Die einheimischen Türken waren, wie wir gesehen haben, besorgt und sprachen missmutig von der möglichen Ankunft der Konsuln. Allem gegenüber, was aus dem Ausland kam, argwöhnisch und gegen alles Neue voreingenommen, hofften die Türken im Stillen immer noch, dass es sich um üble Gerüchte und schlimme Vorzeichen handle und dass die Konsuln womöglich gar nicht kämen oder dass sie, wenn sie kämen, schließlich mit den schlimmen Zeiten, die sie hergebracht hatten, auch wieder verschwänden.

Die Christen hingegen, Katholiken wie Orthodoxe, freuten sich über solche Neuigkeiten und verkündigten und verbreiteten sie von Mund zu Mund, verstohlen und flüsternd, denn sie fanden in ihnen Anlass zu vagen Hoffnungen und

zu Aussichten auf Veränderungen. Veränderungen aber konnten nur zum Besseren führen.

Natürlich betrachtete jeder von ihnen die Dinge mit seinen Augen und von seinem Standpunkt aus, der dem des anderen häufig widersprach. Die Katholiken, die die Mehrheit bildeten, träumten von einem einflussreichen österreichischen Konsul, der die Hilfe und den Schutz des mächtigen katholischen Kaisers aus Wien mitbrächte. Die Orthodoxen, gering an Zahl und in den letzten Jahren wegen der Aufstände in Serbien ständig verfolgt, erwarteten nicht viel von einem österreichischen oder einem französischen Konsul, aber sie sahen darin ein gutes Zeichen und einen Beweis, dass die Macht der Türken abnahm und dass gute und heilsame Zeiten der Unruhe anbrachen. Und sie fügten sogleich hinzu, »ohne einen russischen Konsul geht nichts«.

Selbst den an Zahl geringen, aber umtriebigen sephardischen Juden gelang es angesichts solcher Nachrichten nicht, ihre geschäftsmäßige Verschwiegenheit, welche die Jahrhunderte sie gelehrt hatten, ganz zu wahren; auch sie versetzte der Gedanke in Aufregung, nach Bosnien könnte ein Konsul des großen französischen Kaisers Napoleon kommen, der »zu den Juden gut wie ein guter Vater« war.

Die Gerüchte von der Ankunft ausländischer Konsuln tauchten, wie alle Neuigkeiten hierzulande, unvermutet auf, nahmen phantastische Ausmaße an und verloren sich dann plötzlich, um einige Wochen später mit neuer Heftigkeit und in neuem Gewand aufzutauchen.

Mitten im Winter, der in diesem Jahr mild und kurz war, fanden die Gerüchte ihre erste Bestätigung. Ein Jude aus Split namens Pardo traf in Travnik ein und bemühte sich zusammen mit dem Travniker Kaufmann Juso Atijas, ein geeignetes Haus für das französische Konsulat ausfindig zu machen. Sie nahmen alles in Augenschein, gingen zum

Kajmakam und besichtigten in Begleitung des Güterverwalters Gebäude des Vakufs. Sie entschieden sich für ein großes, etwas verwahrlostes, zum Vakuf gehörendes Haus, in dem seit eh und je die Dubrovniker Kaufleute abgestiegen waren und sich aufgehalten hatten und das deshalb »Dubrovniker Han« genannt wurde. Das Haus lag abseits, oberhalb der Medresse, mitten in einem steil abfallenden Garten, den ein Bach durchquerte. Sobald der Vertrag abgeschlossen war, wurden Handwerker, Zimmerleute und Maurer angestellt, um das Gebäude herzurichten und instand zu setzen. So kam in das Haus, das bis dahin abseits gestanden und unbeachtet aus leeren Fenstern in die Welt gglotzt hatte, plötzlich wieder Leben, es zog die Aufmerksamkeit der Bevölkerung und die Neugier der Kinder und der Müßiggänger auf sich. Irgendwie war auf einmal von einem »Wappen« und einer »Fahne« die Rede, die sichtbar und auf Dauer am Gebäude des ausländischen Konsulats angebracht werden sollten. Das waren freilich Dinge, die bisher keiner gesehen hatte, aber die Türken sprachen die beiden schweren und wichtigen Worte nur selten und mit Stirnrunzeln aus, die Christen jedoch oft genug, schadenfroh und flüsternd.

Die Travniker Türken waren natürlich viel zu klug und zu stolz, um ihre Aufregung zu zeigen, aber in Gesprächen unter vier Augen verhehlten sie sie nicht. Lange schon quälte und bekümmerte sie die Erkenntnis, dass der Grenzzaun ihres Reiches eingestürzt und Bosnien zu einem ungeschützten Land geworden war, das nicht mehr nur die Osmanen, sondern auch die Giaurs aus aller Welt betreten und in dem sogar die Rajah ihr Haupt erhob, frech wie nie zuvor. Und jetzt sollten sich hier auch noch irgendwelche ungläubigen Konsuln und Spione breitmachen, die die Macht und Stärke ihrer Kaiser auf Schritt und Tritt heraus-

kehren würden. So würde nach und nach das Ende der guten Ordnung und der »schönen Stille« im türkischen Bosnien kommen, die seit geraumer Zeit ohnehin immer schwerer zu schützen und zu bewahren waren. Dabei war es Gottes Wille, dass folgende Ordnung galt: »Bis an die Save regiert der Türke und von der Save an der Schwabe.« Aber alles, was getauft war, arbeitete gegen dieses klare Gebot Gottes, rüttelte am Grenzzaun und untergrub ihn Tag und Nacht, offen und im Geheimen. In letzter Zeit hatte der Wille Gottes selbst immer mehr an Klarheit und Ausdruckskraft verloren. »Was wird nicht noch alles geschehen, und wer wird nicht noch alles hier auftauchen?«, fragten sich die alleingesessenen Türken mit aufrichtiger Verbitterung.

Und in der Tat bewies das, was die getaufte Bevölkerung anlässlich der Nachricht von der Eröffnung ausländischer Konsulate redete, dass die Besorgnis der Türken zu Recht bestand.

»Eine Fahne wird gehisst!«, flüsterten die Menschen einander zu, und ihre Augen blitzten trotzig, als handelte es sich um ihre eigene Fahne. Eigentlich wusste niemand genau, was das für eine Fahne sein sollte und was denn schon passieren könnte, würde sie gehisst, aber der bloße Gedanke, außer der grünen türkischen Fahne könnten auch noch andere Farben gehisst werden und neben ihr frei im Wind flattern, ließ die Augen der Menschen freudig aufleuchten und nährte Hoffnungen, wie sie nur die Rajah hegen und kennen konnte. Die vier Wörter »eine Fahne wird gehisst!« bewirkten, dass viele arme Leute es wenigstens für Sekunden heller im finsternen Heim, wohliger im leeren Magen und wärmer in den dünnen Kleidern hatten. Beim Klang der vier einfachen und unbestimmten Wörter hüpfte manchem aus den Reihen der Rajah das Herz, blendeten prächtige Farben und goldene Kreuze seine Augen, und wie ein Wirbelwind

rauschten in seinen Ohren siegreich die Fahnen aller christlichen Kaiser und Könige. Denn der Mensch vermag von einem einzigen Wort zu leben, solange er nur die Entschlossenheit besitzt zu kämpfen und sich im Leben durch Kampf zu behaupten.

Daneben gab es noch einen weiteren Grund, warum so viele Kaufleute im Basarviertel der Veränderung hoffnungsfroh entgegensahen. Mit der Ankunft der neuen, unbekannt, aber höchstwahrscheinlich wohlhabenden Personen, die schließlich auch Einkäufe tätigen und Geld ausgeben mussten, eröffneten sich nämlich gute Verdienstaussichten für sie. Denn in den letzten Jahren hatte die Geschäftswelt Boden verloren, und der Umsatz war zurückgegangen. Vor allem seitdem sich Serbien gegen die Pforte erhoben hatte. Wegen der vielen Frondienste und häufigen Beschlagnahmungen von Nahrungsmitteln und anderen Gütern mieden die Bauern die Stadt, sie verkauften fast nichts und schafften sich nur das Allernotwendigste an. Was den Staat betraf, so war er ein schlecht zahlender und säumiger Kunde. Slavonien war abgeriegelt und Dalmatien seit der Ankunft der französischen Truppen ein unzuverlässiger und unsicherer Markt geworden.

Unter solchen Umständen setzte man im Travniker Basarviertel auch auf Kleinigkeiten und suchte in allem das ersehnte Zeichen für eine Wendung zum Besseren.

Endlich geschah, wovon man schon monatelang geredet hatte. Als Erster traf der französische Generalkonsul ein. Es war Ende Februar, am letzten Tag des Fastenmonats Ramadan. Eine Stunde vor dem Iftar konnten die Leute aus dem unteren Basarviertel in der kalten versinkenden Februarsonne die Ankunft des Konsuls beobachten. Die Kaufleute waren bereits damit beschäftigt, ihre Waren wegzupacken

und die Läden zu schließen, als neugierige Zigeunerkinder angerannt kamen, um das Eintreffen des Konsuls anzukündigen.

Der Zug war klein. An der Spitze ritten die Abgesandten des Wesirs, zwei der angesehensten Hofbeamten, mit sechs Reitern. Sie waren dem Konsul bis an die Lašva entgegengezogen, alle auf guten Pferden und aufs Beste ausgerüstet. An den Seiten und am Schluss ritt die Wachmannschaft des Kajmakams von Livno, die den Konsul auf seinem ganzen Weg hierher begleitet hatte. Sie machte, fröstelnd und übermüdet, auf den ungestriegelten kleinen Gäulen einen recht unansehnlichen Eindruck. In der Mitte des Zuges ritt auf einem fetten, schon älteren Apfelschimmel der französische Generalkonsul, Monsieur Jean Daville, ein großer Mann mit blauen Augen, blondem Schnurrbart, rotem Gesicht. Neben ihm ein zufälliger Reisegefährte, Monsieur Pouqueville, der nach Adrianopel weiterreisen wollte, wo sein Bruder französischer Konsul war. Den beiden folgten mit einigen Schritten Abstand der schon erwähnte Splitter Jude Pardo und zwei kräftig gebaute Männer aus Sinj, die in französischen Diensten standen. Alle drei waren bis zu den Augen in schwarze Flauschmäntel und rote Bauernschals gehüllt, und aus ihren Stiefelschäften quoll Heu.

Der Zug war, wie man sieht, weder feierlich noch lang, doch das Winterwetter nahm ihm die letzte Spur von Glanz und Würde, denn Frost zwingt zu grober Kleidung, verkrampter Haltung und beschleunigtem Gang.

So ritt der Zug, abgesehen von dem Häuflein durchgefrorener Zigeunerkinder, durch die allgemeine Gleichgültigkeit der Travniker. Die Türken taten, als sähen sie den Zug nicht, die Christen wiederum wagten nicht, ihn auffällig zu betrachten. Aber selbst wer alles – verstohlen oder von einem Versteck aus – betrachtet hatte, den hatte dieser

bescheidene und prosaische Einzug von *Bunapartes* Konsul ein wenig enttäuscht, denn die meisten hatten sich unter einem Konsul einen hohen Würdenträger vorgestellt, in einer glänzenden Uniform voller Tressen und Orden, auf einem guten Pferd oder in einer Kutsche.

Das Begleitpersonal des Konsuls stieg im Han ab, der Konsul selbst und Monsieur Pouqueville taten dies im Hause Josif Baruchs, des reichsten und angesehensten Travniker Juden, denn der Umbau des großen für das französische Konsulat vorgesehenen Gebäudes war frühestens in 14 Tagen fertig. So tauchte am ersten Tag des Kleinen Bairam im kleinen, aber hübschen Haus Josif Baruchs ein ungewöhnlicher Gast auf. Man überließ ihm und Monsieur Pouqueville das gesamte Erdgeschoss. Daville hatte ein geräumiges Eckzimmer; zwei der Fenster gingen auf den Fluss hinaus, und zwei weitere mit Holzgittern auf den Garten, der öde und erstarrt unter einer Reifdecke lag, die den ganzen Tag nicht wegtaute.

Vom oberen Stockwerk hörte man unaufhörlich Lärm und Gepolter, die vielen Kinder Baruchs tollten herum und schrien, dazwischen die schrille Stimme der Mutter, die mit Drohungen und Schimpfworten ihre Kinder vergeblich zur Ruhe ermahnte. Von der Stadt her donnerten Kanonenschüsse und ballerten Kindergewehre, dröhnte ohrenzerreißende Zigeunermusik. Eintönig schlugen zwei Trommeln, und vor dem dunklen Hintergrund ihrer Schläge erklang eine Zurle und flocht unbekannte Melodien mit überraschenden Girlanden und Pausen ein. Es waren die seltenen Tage des Jahres, an denen Travnik aus seiner Ruhe gerissen wurde.

Da es sich nicht gehörte, dass der Konsul vor seinem feierlichen Antrittsbesuch beim Wesir ausging, verbrachte Daville die drei Bairamtage in seinem großen Zimmer, stets dasselbe Flüsschen und den im Frost erstarrten Garten vor Augen, dafür brauste es in seinen Ohren von all den unge-

wohnten Geräuschen aus dem Haus und der Stadt. Die fetten und üppigen jüdischen Gerichte, ein Gemisch spanischer und orientalischer Kochkunst, strömten den schweren Geruch von Olivenöl, Karamell, Zwiebeln und scharfem Gewürz aus.

Daville vertrieb sich die Zeit, indem er mit seinem Landsmann Pouqueville plauderte, verschiedene Anweisungen gab und sich das Zeremoniell des Antrittsbesuches erläutern ließ, der für Freitag, gleich nach dem dritten Bairamtag, anberaumt war. Aus dem Konak hatte er zwei große Kerzen und je eine Okka Mandeln und Rosinen als Begrüßungsgeschenk erhalten.

Als Verbindungsmann zwischen dem Konak und dem neuen Konsul fungierte César d'Avenat, der Arzt und Dolmetscher des Wesirs, den die Osmanen und die Einheimischen »Davna« nannten. Diesen Namen führte d'Avenat schon sein halbes Leben. In Wirklichkeit war er seiner Herkunft nach Piemontese, geboren in Savoyen und naturalisierter Franzose. Als junger Mann war er zum Medizinstudium nach Montpellier geschickt worden. Damals hieß er noch Cesare Davenato. In Montpellier legte er sich seinen jetzigen Namen zu und entschied sich für die französische Nationalität. Von dort verschlug es ihn auf ungeklärte und unerklärbare Weise nach Stambul, wo er als Chirurg und Arztgehilfe in den Dienst des mächtigen Admirals Kutschuk Hussein trat. Mechmed-Pascha, zum Wesir von Ägypten bestellt, übernahm ihn von diesem und brachte ihn von dort mit nach Travnik als Arzt, Dolmetscher und Mann, der jeder Aufgabe gewachsen war und sich in jeder Lage als nützlich und brauchbar erwies.

D'Avenat, ein großer, langbeiniger und kräftiger Mann mit dunkler Hautfarbe, trug sein schwarzes, gepudertes Haar geschickt zu einem Zopf geflochten. Das breite und

glattrasierte Gesicht hatte einen großen, sinnlichen Mund, glühende Augen und war von wenigen, aber tiefen Pockenarben gezeichnet. Er ging immer sorgfältig und nach der alten französischen Mode gekleidet.

Bei seiner Arbeit legte d'Avenat wirklich guten Willen an den Tag und bemühte sich, seinem angesehenen Landsmann wahrhaft von Nutzen zu sein.

All das war neu und seltsam für Daville und füllte seine Zeit aus, wenn es auch nicht seine Gedanken auszufüllen vermochte, die, besonders in den sich hinschleppenden Nachtstunden, sehr rasch arbeiteten, blitzartig und willkürlich aus der Gegenwart in die Vergangenheit schossen oder versuchten, die Umrisse der Zukunft zu erahnen.

Die Nächte waren schwer und schienen endlos.

Vom Liegen auf der als fremd empfundenen niedrigen Lagerstatt auf dem Fußboden wurde ihm schwindlig, und er konnte sich daran ebenso wenig gewöhnen wie an den Geruch der Wolle, der aus den vollen und vor kurzem aufgefrischten Matratzen drang. Oft wachte Daville auf, weil ihm von der feuchten Hitze der prallen wollenen Matratzen und Steppdecken heiß war und die schwer genießbaren und noch schwerer zu verdauenden orientalischen Speisen in seinen Gedärmen brannten. Er erhob sich im Dunkeln und trank das mineralhaltige, eiskalte Wasser, das ihm in die Speiseröhre schnitt und im Magen eine schmerzende Kälte auslöste.

Tagsüber, wenn er sich mit Pouqueville oder mit d'Avenat unterhielt, war er ein sicher und ruhig auftretender Mann mit einem bestimmten Namen, Beruf und Rang, einem klaren Ziel und genauen Aufgaben, derentwegen er in diese entlegene türkische Provinz gekommen war, wie er auch in jeden anderen Winkel der Erde gegangen wäre. Aber nachts war er, was er jetzt war, und alles, was er einst gewesen war

oder hätte sein sollen. Der Mann, der in der Finsternis der langen Februarnächte lag, war auch für ihn ein fremder, zeitweise völlig unbekannter Mensch mit mehreren Gesichtern.

Auch wenn ihn schon im Morgengrauen die Trommeln und Zurlen der Bairammusik oder das Fußgetrappel der Kinder im oberen Stockwerk weckten, brauchte er Zeit, bis er munter wurde und sich zurecht fand. Lange schwebte er dann zwischen Traum und Wirklichkeit, denn die Träume hatten mehr mit der Wirklichkeit seines bisherigen Lebens zu tun, während seine augenblickliche Wirklichkeit eher einem Traum glich, in dem sich der Mensch unversehens in ein wunderliches, fernes Land und in eine ungewöhnliche Lage geworfen sieht.

So glich auch dieses Aufwachen einer Fortsetzung der nächtlichen Träume, aus denen man nur schwer und unter Anstrengungen in die unvertraute Wirklichkeit des Konsularamts in dieser fernen türkischen Stadt Travnik zurückfand.

Mitten in die Vielfalt der neuen und ungewöhnlichen Eindrücke mischten sich unvermeidlich die Erinnerungen und kreuzten sich mit den Anforderungen und Sorgen der Gegenwart. Die Ereignisse in seinem Leben reihten sich schnell aneinander und drängten sich vor und erschienen in einem ganz neuen Licht und in befremdlichen Ausmaßen.

Hinter ihm lag ein volles und rastloses Leben.

Jean Baptiste-Etienne Daville war den Vierzigern näher als den Dreißigern, groß, blond, hatte einen geraden Gang und Blick. Seiner Geburtsstadt an der Küste Nordfrankreichs hatte er mit 17 Jahren den Rücken gekehrt, um, wie viele vor ihm, in Paris eine Existenz zu suchen und bekannt zu werden. Nach den ersten Gehversuchen und Erfahrungen zog ihn wie Millionen andere bald die Revolution in ihren Bann und wurde zu seinem persönlichen Schicksal. Ein

Heft mit Gedichten, zwei, drei kühne Entwürfe zu historischen und sozialen Dramen blieben in der Truhe liegen, die bescheidene Stellung als Beamtenanwärter wurde aufgegeben. Jean Daville wurde Journalist. Er veröffentlichte sowohl Verse als auch literarische Abhandlungen, aber seine Haupttätigkeit war der Verfassunggebenden Versammlung gewidmet. Seine ganze Jugend und alle Begeisterung, deren er fähig war, legte er in seine ausführlichen Berichte über diese Versammlung. Doch der Mühlstein der Revolution zermalmte, verwandelte alles und ließ es schnell und spurlos verschwinden. Die Menschen wechselten – wie im Traum – rasch und unvermittelt von Position zu Position, von Ehrung zu Ehrung, von der Schmach in den Tod, vom Elend zum Ruhm, nur die einen in der einen Richtung, die anderen in der anderen, entgegengesetzten.

In diesen außerordentlichen Zeiten und unter den Umständen, auf die wir noch zu sprechen kommen, war Daville abwechselnd Journalist, Soldat, Freiwilliger im Krieg in Spanien und Beamter im improvisierten Außenministerium; als solcher kam er in einer Mission nach Deutschland, später nach Italien, in die Zisalpinische Republik und zum Malteserorden. Danach wirkte er wieder als Journalist und literarischer Korrespondent des *Moniteur* in Paris. Und zu guter Letzt war er nun Generalkonsul in Travnik geworden, mit dem Auftrag, ein Konsulat zu eröffnen, wirtschaftliche Beziehungen zu den Ländern der Türkei anzubahnen und auszubauen, die französischen Besatzungsbehörden in Dalmatien zu unterstützen und die Bewegungen der Rajah in Serbien und Bosnien zu verfolgen.

So sähe das Leben des im Hause Baruchs untergebrachten Gastes aus, wollte man es mit wenigen Sätzen in einem kurzen Curriculum Vitae zusammenfassen.

Doch jetzt, aus dieser seltsamen Perspektive und der un-

vorhergesehenen dreitägigen Zimmerhaft heraus, musste sich Daville oft selbst sehr anstrengen, um sich genau zu erinnern, wer und woher er war, was er schon alles im Leben gewesen war und warum er sich hier eingefunden hatte und wieso er den ganzen Tag unentwegt auf diesem roten bosnischen Teppich hin und her ging.

Denn solange sich jemand in seinen Kreisen und in geregelten Verhältnissen bewegt, stellen diese Daten seines Lebenslaufs auch für ihn selbst wichtige Abschnitte und bedeutende Wendepunkte in seinem Werdegang dar. Aber sobald ihn Zufall, Beruf oder Krankheit aus seiner Bahn herausreißen und einsam machen, beginnen die Daten plötzlich zu verblassen und zu verlöschen, unglaublich schnell auszutrocknen und zu zerfallen wie eine leblose Maske aus Papiermaché und Lack, die man einmal verwendet hat. Und unter diesen Daten kommt immer stärker unser zweites, uns allein bekanntes Leben zum Vorschein, diese »wahre« Geschichte unseres Geistes und Körpers, die nirgends aufgezeichnet ist, von der niemand etwas ahnt, die mit unseren gesellschaftlichen Erfolgen nur wenig zu tun hat, die aber für uns und für unser letztlches Wohl und Wehe allein wichtig und real ist.

Verloren in dieser Wildnis, schaute Daville in der langen Nacht, sobald alle Geräusche verstummt waren, auf sein Leben zurück wie auf eine lange Kette von nur ihm bekannten Wagnissen und Schwächen, Kämpfen und Heldentaten, Glücksfällen, Erfolgen, Umbrüchen, Übeln, Widersprüchen, unnützen Opfern und fruchtlosen Kompromissen.

In der Finsternis und Stille dieser Stadt, die er noch nicht einmal richtig zu Gesicht bekommen hatte, die aber ohne Zweifel Sorgen und Schwierigkeiten für ihn bereithielt, sah es so aus, als ließe sich nichts auf der Welt in Ordnung bringen und schlichten. Dann und wann kam es Daville vor, als

kostete das Leben viele Anstrengungen und jede Anstrengung unverhältnismäßig viel Mut. Jetzt, im Dunkeln, schien es ihm, als wäre das Ende keiner einzigen dieser Anstrengungen abzusehen. Man betrügt sich selbst, um nicht stehenzubleiben und zusammenzusinken, häuft auf unerledigte Aufgaben neue, die man ebenfalls nicht zu Ende führen wird, und sucht dann in neuen Unternehmungen und neuen Anstrengungen neue Kräfte und mehr Mut. So bestieht man sich selbst und wird mit der Zeit ein immer größerer und hoffnungsloserer Schuldner gegenüber sich und seiner Umwelt.

Je näher der Tag des ersten Besuchs heranrückte, umso mehr traten die Erinnerungen und Überlegungen hinter den neuen Eindrücken und augenblicklichen, recht realen Sorgen und Aufgaben zurück. Daville sammelte sich. Die Empfindsamkeit legte sich, und die Erinnerungen traten in den Hintergrund des Bewusstseins, wo sie noch oft hervorkommen und seltsam und unerwartet an die tagtäglichen Geschehnisse oder ungewöhnlichen Erlebnisse seines neuen Lebens in Travnik anknüpfen sollten.

Endlich waren auch diese drei langen Tage mit ihren sonderbaren Nächten vorüber. (Am Morgen dachte Daville mit einer gewissen Vorahnung, die vielgeplagte Menschen nicht zu täuschen pflegt: Vielleicht waren das noch die ruhigsten und besten Tage, die mir in dem engen Tal vergönnt sind.)

Schon in aller Früh waren an diesem Morgen Pferdehufe und Gewieher unter den Fenstern zu hören. Feierlich und in straff sitzender Uniform empfing der Konsul den Kommandanten der Mamelucken, den d'Avenat begleitete. Alles lief wie vereinbart und vorgesehen. Zwölf Mamelucken aus der Abteilung, die Mechmed-Pascha als persönliches Gefolge aus Ägypten mitgebracht hatte und auf die er besonders stolz war, waren erschienen. Ihre wahrhaft kunstvoll

gewickelten Turbane aus feinem Gewebe – ein Faden Gold, ein Faden Seide –, ihre Krummsäbel, die malerisch an den Pferden herabhingen, sowie ihre weichselfarbene Kleidung zogen die Blicke aller auf sich. Die für Daville und seine Begleiter bestimmten Pferde waren vom Kopf bis zum Schweif mit schwerem Tuch bedeckt. Das Kommando klappte, und die Ordnung war perfekt. Daville tat sein Bestes, sich so natürlich wie möglich auf sein Pferd zu schwingen, einen ruhigen, älteren Rappen mit breiter Kruppe. Der Konsul trug Galauniform. Sein dunkelblauer Mantel stand über der Brust weit offen, damit man die vergoldeten Knöpfe, die silbernen Tressen und die Orden sehen konnte. Der Konsul sah gut aus mit seiner geraden Haltung und seinem schönen männlichen Kopf.

Bis sie nicht in die Hauptstraße einbogen, ging alles gut, und der Konsul durfte wirklich zufrieden sein. Kaum hatten sie jedoch die ersten Türkenhäuser erreicht, begann ein mysteriöses Hin-und-her-Rufen, krachten Hoftüren und Fensterläden. Schon beim ersten Haustor öffnete ein kleines Mädchen nur einen Spaltbreit den Türflügel und spuckte, unverständliche Worte aussprechend, auf die Straße, als wendete es einen Zauber an. So wurden der Reihe nach die Türen geöffnet, die hölzernen Fensterläden hochgezogen, und für einen Moment tauchten Gesichter auf, hassverzerrt und glühend vor Fanatismus. Vermummte Frauen spien aus und fluchten, Kinder riefen Schimpfworte, unterstrichen von obszönen Gesten und unzweideutigen Drohungen, wobei sie sich auf den Hintern klatschten oder mit der Hand an die Gurgel fuhren, zum Zeichen des Halsabschneidens.

Da die Straße eng war und die Erker der Häuser zu beiden Seiten der Straße vorragten, ritt der Zug durch ein Spalier von Schmähungen und Drohungen. Gleich zu Beginn verlangsamte der Konsul überrascht den Trab seines Pferdes,

aber d'Avenat kam mit seinem Pferd näher an ihn heran und beschwor ihn, ohne sich zu bewegen und eine Miene zu verziehen, in aufgeregtem Flüsterton:

»Ich bitte Eure Exzellenz, ruhig weiterzureiten und die Vorgänge nicht zu beachten. Ein wildes Volk, gemeines Gesindel; es hasst alles, was fremd ist, und begrüßt jeden so. Am gescheitesten ist es, Sie kümmern sich nicht darum. So macht es auch der Wesir. Das ist nun mal ihre wilde Art. Ich bitte Eure Exzellenz, den Weg fortzusetzen.«

Verlegen und verbittert, wenn auch bemüht, seine Fassunglosigkeit zu verbergen, ritt der Konsul weiter, als er sah, dass die Männer des Wesirs all dem tatsächlich keine Aufmerksamkeit schenkten, dennoch spürte er sein Blut im Kopf pochen. Die Gedanken strömten schnell auf ihn ein, kreuzten sich und prallten aufeinander. Seine erste Überlegung war, ob er dies als Vertreter des großen Napoleon einfach dulden oder sofort nach Hause zurückkehren und einen Skandal heraufbeschwören sollte? Er konnte diese Frage nicht beantworten, weil er gleichermaßen fürchtete, das Ansehen Frankreichs zu beschädigen wie durch eine übereilte Handlung einen Konflikt auszulösen, der seine Beziehungen zum Wesir und zu den Türken schon am ersten Tage getrübt hätte. Unfähig, in seinem Innern zu einer Entscheidung oder Lösung zu kommen, fühlte er sich gedemütigt und zürnte sich selbst. Schrecklich und widerlich zugleich fand er diesen Levantiner d'Avenat, der unentwegt wiederholte:

»Ich bitte Eure Exzellenz, weiterzureiten und sich um all dies nicht zu kümmern. So sind nun einmal die wilden Sitten und Gebräuche der Bosniaken. Nur ruhig weiter!«

Mit sich uneins und ohne einen Entschluss fassen zu können, spürte Daville, wie sein Gesicht glühte und ihm trotz der Eiseskälte der Schweiß aus den Achselhöhlen herunter-

rann. D'Avenats unaufhörliches Geflüster war ihm unangenehm, er empfand es als abstoßend und plump. Er begann zu ahnen, wie es einem Westeuropäer ergeht, der sein Leben in den Orient verlegt und sein Schicksal für immer mit ihm verknüpft.

Da spien aus den letzten Häusern einige Frauen, deren Köpfe man nicht sehen konnte, aus den Fenstern auf Pferde und Reiter. Nochmals hielt der Konsul kurz an, setzte aber dann seinen Ritt fort, d'Avenats Bitten nachgebend und mitgezogen vom ruhigen Trab seiner Begleiter. Dann ging die Häuserreihe zu Ende, und das Basarviertel mit seinen niedrigen Läden schloss sich an. Auf den heruntergeklappten Ladenflügeln saßen türkische Kaufleute oder deren Kunden, schmauchend oder miteinander feilschend. Man glaubte aus einem überheizten Raum in einen eiskalten geraten zu sein. Auf einmal sah man keine wilden Blicke mehr, keine Handbewegungen, die andeuteten, wie man einen Giaur köpft, und keine abergläubisch ausspuckenden Weiber. Stattdessen sah man jetzt auf beiden Seiten der Straße steinern unbewegliche Gesichter. Daville nahm sie wie durch einen lästigen Schleier wahr, der vor seinen Augen flimmerte. Niemand ließ sich in seiner Beschäftigung oder beim Rauchen stören oder schaute auf, um die keineswegs alltägliche Erscheinung des Konsuls und sein Ehrengelicht eines Blickes zu würdigen. Mancher Händler wandte sogar den Kopf ab, als suchte er in seinen Fächern irgendeine Ware. So abgrundtief können nur Orientalen hassen und verachten und so ihren Hass und ihre Verachtung zeigen.

D'Avenat war verstummt und nahm mit seinem Pferd wieder den vorgeschriebenen Abstand ein, aber diese unglaubliche stumme Verachtung der Kaufleute kränkte und beleidigte Daville nicht minder als der laute Hass der vorhin erlittenen Schmähungen. Endlich schwenkten die Reiter

rechts ab, und vor ihnen erhoben sich lange und hohe Mauern und der weiße Konak, ein harmonischer und großer Bau mit einer Flucht von Glasfenstern. Das war wie eine Erleichterung.

Der qualvolle Weg, der nun hinter Daville lag, würde ihm noch lange in Erinnerung bleiben, unauslöschlich wie böse, bedeutsame Träume. In den kommenden Jahren würde er noch viele hundert Male denselben Weg zurücklegen, unter ähnlichen Umständen. Denn zu jedem Empfang, und die Empfänge waren zahlreich, besonders in Zeiten der Unruhe, musste er durch die Stadt und das Basarviertel reiten. Dann hieß es für ihn, aufrecht zu Pferde zu sitzen, weder nach links noch nach rechts zu sehen, nicht zu weit nach oben und auch nicht zwischen die Ohren des Pferdes, weder zerstreut noch bekümmert, weder heiter noch grimmig zu blicken, sondern ernst, aufmerksam und ruhig, mit jenem etwas unnatürlichen Blick, mit dem Feldherren auf Porträts über Schlachtfelder in die Ferne schauen, auf einen Punkt irgendwo zwischen der Landstraße und dem Horizont, woher die sichere und gut eingepflanzte Hilfe kommen muss. Aus den Toren heraus würden die türkischen Kinder noch lange den Pferden auf die Beine spucken, so als hexten sie wie die Erwachsenen, denen sie es abgeschaut hatten. Und die türkischen Kaufleute würden Daville den Rücken kehren, als suchten sie etwas in ihren Fächern. Nur die wenigen Juden würden ihn grüßen, wenn sie zufällig seinen Weg kreuzten und ihm beim besten Willen nicht mehr ausweichen könnten. So würde er ungezählte Male ruhig und würdevoll diesen Weg reiten müssen, innerlich zitternd vor dem Übermaß an Hass und feindseliger Gleichgültigkeit, die ihn von allen Seiten umgaben, vor unvorhergesehenen Unannehmlichkeiten, auf die er jeden Augenblick gefasst sein musste, angewidert von dieser Tätigkeit und diesem Leben hier und

doch krampfhaft bemüht, seine Angst und seinen Abscheu zu verbergen.

Aber auch später, wenn sich die Bevölkerung im Lauf der Zeit und im Zug der Veränderungen an die Anwesenheit der Ausländer gewöhnt hätte und wenn Daville mit vielen persönlich bekannt geworden und manchem menschlich nähergekommen wäre, würde sich dieser allererste festliche Ausritt durch das Bewusstsein des Konsuls ziehen wie eine schwarze, glühende, schmerzende Linie, die das Vergessen nur langsam lindert und löscht.

Der festliche Zug überquerte mit dumpfem Gepolter eine Holzbrücke und stand vor einem großen Tor. Beide Flügel wurden mit großem Gekirre flugs von hin und her rennenden Dienern aufgeriegelt. Hier also öffnete sich die Bühne, auf der Jean Daville fast volle acht Jahre in verschiedenen Szenen seine immer gleich schwere und gleich undankbare Rolle spielen sollte.

Das unverhältnismäßig breite Tor sollte sich noch viele Male vor Daville auftun. Immer wenn es sich öffnete, erschien es ihm als der hässliche Rachen eines Riesen, aus dem ihm der Pestgeruch alles dessen entgegenschlug, was in dem gewaltigen Konak lebte, wuchs, sich verbrauchte, verdunstete oder dahinsiechte. Daville wusste, dass die Stadt und ihre Umgebung, die den Wesir und seinen Hofstaat ernähren mussten, täglich etwa 750 Okka der verschiedensten Lebensmittel an den Konak ablieferten und dass all das verteilt, unterschlagen und verzehrt wurde. Ihm war bekannt, dass es neben dem Wesir und seinen Angehörigen elf Würdenträger, 32 Wächter und mindestens ebenso viele türkische Faulenzer und Schmarotzer oder christliche Tagelöhner und Angestellte gab. Außerdem eine unbestimmbare Zahl von Pferden, Kühen, Hunden, Katzen, Vögeln und Affen. Aber vor allem spürte man den erdrückenden, quälenden

Gestank von Butter und Rindertalg, der jeden, der das nicht gewohnt war, zum Erbrechen reizte. Dieser heimtückische Geruch verfolgte den Konsul nach jedem Empfang den ganzen Tag lang, und der bloße Gedanke an ihn rief Übelkeit und Brechreiz bei ihm hervor. Ihm schien, als wäre der ganze Konak von diesem Gestank so durchdrungen wie eine Kirche vom Weihrauch, als hätte sich der Geruch nicht nur in die Menschen und in die Kleider gesetzt, sondern auch in alle Gegenstände und Wände.

Jetzt, da sich das unbekannte Tor zum ersten Mal vor ihm auftat, die Abteilung der Mamelucken abschwunkte und absaß, ritt Daville mit seiner engeren Begleitung in den Hof. In dem kleinen Vorhof war es dämmrig, denn über ihn schob sich das obere Stockwerk in seiner ganzen Breite. Erst dahinter kam der eigentliche, nicht überdachte Hof mit einem Brunnen, von Gras und Blumen umsäumt. Im Hintergrund umschloss ein undurchsichtiger Zaun die Gärten des Wesirs.

Noch immer unter dem Eindruck dessen, was er auf seinem Ritt durch die Stadt erlebt hatte, war Daville nun wiederum verblüfft von der aufgeregten Liebenswürdigkeit und feierlichen Aufmerksamkeit, mit denen ihn ein ganzer Staat von Höflingen und Würdenträgern empfing. Alles tummelte sich und scharwenzelte um ihn herum mit einer Hast und Emsigkeit, die das abendländische Zeremoniell nicht kannte.

Als Erster begrüßte den Konsul der Teftedar. (Der Vertreter des Wesirs, Sulejman-Pascha Skopljak, war nicht in Travnik.) Ihm folgten der Arsenalchef, der Wächter der Kleiderkammer, der Kassenverwalter, der Siegelbewahrer; und hinter ihnen drängte sich mit Ellbogengewalt eine Menge Bediensteter, deren Rang und Verwendung keiner kannte. Die einen murmelten, den Kopf neigend, einige unver-

ständige Worte des Willkommens, die anderen breiteten ihre Arme aus, und die ganze Schar bewegte sich dem großen Saal zu, in dem der Diwan stattfinden sollte. Durch das Gewimmel schlängelte sich, bald hierhin, bald dorthin, geschwind und rücksichtslos der große und dunkle d'Avenat; dreist fuhr er alle an, die ihm den Weg versperrten, und erteilte seine Befehle und Anweisungen auffälliger und lauter als nötig. Innerlich unsicher, jedoch nach außen würdevoll und ruhig, kam Daville sich vor wie jene Heiligen auf katholischen Gemälden, die von einer aufgeregten Engelschar zum Himmel gehoben werden. Und dieses Gewühl trug ihn tatsächlich über die wenigen breiten Stufen, die vom Hof in den Diwan führten.

Der Diwan war ein halbdunkler, geräumiger Saal im Erdgeschoss. Auf dem Boden einige Teppiche. Ringsherum Sofas und darauf weichselfarbene Tücher. In der Ecke, neben dem Fenster, die Sitzkissen für den Wesir und den Gast. An der Wand als einziges Bild die Tura des Sultans: das Monogramm des Herrschers, auf grünem Papier mit goldenen Lettern gemalt. Darunter ein Säbel, zwei Pistolen und ein roter Mantel – Geschenke Selims III. an seinen Günstling Husref Mechmed-Pascha.

Über dem Saal, im ersten Stock, befand sich ein zweiter, ebenso groß, bescheidener eingerichtet, aber heller. Hier hielt der Wesir seinen Diwan nur während der Sommermonate ab. Zwei Wände des Saales bestanden ganz aus Fenstern, von denen die einen auf die Gärten und auf bewaldete Steilhänge, die anderen auf die Lašva und das Basarviertel jenseits der Brücke hinausgingen. Dies waren die sogenannten Glasfenster, die in Erzählungen und Liedern gepriesen wurden und die tatsächlich in ganz Bosnien nicht ihresgleichen hatten. Mechmed-Pascha hatte sie auf eigene Kosten in Österreich erworben und einen deutschen Meister eigens

kommen lassen, damit er sie schnitt. Wenn der Gast hier auf den Kissen saß, konnte er durch die Fenster einen Söller und unter seinem Dach, auf einem Fichtenbalken, ein Schwalbennest sehen, aus dem Vogelgezwitscher zu hören war und einzelne Strohhalme hervorschauten, und eine scheue Schwalbe beobachten, die flink hin und her flog.

Es war stets angenehm, an diesen Fenstern zu sitzen. Hier gab es immer Licht und Grün oder Blumen, ein frisches Lüftchen, Wassergeplätscher, Vogelgezwitscher und Rast und Ruhe, um nachzudenken oder etwas zu vereinbaren. Hier wurden viele schwerwiegende und schreckliche Beschlüsse gefasst oder gebilligt, aber alles schien, wenn es hier oben erörtert wurde, leichter, klarer und menschlicher als die Beschlüsse im Erdgeschoss.

Das waren die beiden einzigen Räume im Konak, die Daville während seines Travniker Aufenthaltes kennenlernen sollte, und die beiden Bühnen vieler seiner Qualen und Genugtuungen, Erfolge und Misserfolge. Hier sollte er im Laufe der Jahre nicht nur die Türken und ihre einzigartigen Kräfte und zahllosen Schwächen, sondern auch sich selbst und das Maß und die Grenzen seiner Macht kennenlernen sowie die Menschen schlechthin, das Leben, die Welt und die menschlichen Beziehungen in ihr.

Dieser erste Empfang fand, wie jeder in der kalten Jahreszeit, im Diwan des Erdgeschosses statt. Der Gestank verriet, dass der Raum aus dem heutigen Anlass zum ersten Mal in diesem Winter aufgeschlossen und beheizt worden war. Sobald der Konsul die Schwelle betrat, öffnete sich auf der gegenüberliegenden Seite des Diwans eine andere Tür, in welcher der Wesir in einem prunkvollen Gewand erschien, umgeben von Höflingen, die ihr Haupt leicht gesenkt hielten und die Arme unterwürfig auf der Brust gekreuzt hatten.

Das war ein großes protokollarisches Zugeständnis, das Daville während der drei Wartetage in Verhandlungen über d'Avenat durchgesetzt hatte und mit dem er seinem ersten Bericht an den Minister eine besondere Note zu geben gedachte. Die Türken hatten nämlich verlangt, dass der Wesir, auf den Kissen sitzend, den Konsul empfangen sollte, wie er alle anderen Besucher empfing. Der Konsul jedoch forderte, der Wesir solle sich vor ihm erheben und ihn stehend willkommen heißen. Er berief sich auf die Macht Frankreichs und den Kriegsruhm seines Souveräns, die Türken dagegen beriefen sich auf ihre Tradition und die Größe ihres Reiches. Schließlich einigten sie sich darauf, dass der Konsul und der Wesir den Empfangsraum gleichzeitig betreten und sich dann in der Mitte des Saales treffen sollten; von hier sollte der Wesir den Konsul zu dem erhöhten Platz neben dem Fenster führen, wo die Sitzkissen bereitlagen und wo sich beide gleichzeitig niederlassen sollten.

So geschah es auch. Der Wesir, der mit dem rechten Bein hinkte (das Volk nannte ihn deshalb Hinkebein-Pascha), ging flink und schnell, wie das hinkende Menschen oft tun. So trat er auch auf den Konsul zu und führte ihn mit großer Herzlichkeit zu seinem Platz. Zwischen beiden, doch eine Stufe tiefer, saß der Dolmetscher d'Avenat, vornübergebeugt, die Arme im Schoß gekreuzt, die Augen zu Boden geschlagen, mit dem Wunsch, sich kleiner und winziger zu machen, als er war, und nur über so viel Geist und Atem zu verfügen, wie gebraucht wurde, damit die beiden hohen Würdenträger ihre Gedanken und Botschaften austauschen konnten. Die ganze übrige Schar hatte sich lautlos verzogen. Zurückgeblieben waren nur die Diener, die, in kurzen Abständen voneinander aufgestellt, den Wesir und seinen Gast bewirteten. Während des ganzen Gesprächs, das länger als eine Stunde dauerte, reichten die Diener wie stumme

Schatten alles, was das Zeremoniell vorsah, aneinander weiter und schließlich an den Konsul und den Wesir.

Erst kamen die angezündeten Tschibuks, dann Kaffee, dann Scherbet. Danach brachte ein Bursche, auf den Knien rutschend, ein flaches Gefäß, dem ein starker Duft entströmte, und hielt es dem Wesir unter den Bart und dem Konsul unter den Schnurrbart, als wollte er sie beweihräuchern. Und wieder Kaffee, und wieder neue Tschibuks. All das geschah mit größter Achtsamkeit, unaufdringlich, schnell und geschickt.

Der Wesir war für einen Orientalen ungewöhnlich lebhaft, liebenswürdig und offen. Obwohl man Daville schon vorher von den Eigenschaften des Wesirs erzählt hatte, obwohl er wusste, dass man das alles nicht für bare Münze nehmen durfte, taten ihm diese Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit nach den unerwarteten Demütigungen während seines Rittes durch die Stadt gut. Das Blut, das ihm in den Kopf gestiegen war, verteilte sich wieder. Die Worte des Wesirs, der Duft des Kaffees und der Tschibuks, all das behagte ihm und beruhigte ihn, wenn es auch die qualvollen Eindrücke nicht auszulöschen vermochte. Der Wesir versäumte nicht, während des Gesprächs die Wildheit des Landes, die Rohheit und Rückständigkeit der Bevölkerung zu betonen. Die Natur sei rau, die Menschen unmöglich. Was könne man von Weibern und Kindern erwarten, von Geschöpfen, die Gott nicht mit Verstand begabt habe, in einem Land, in dem auch die Männer jähzornig und ungehobelt seien? Was dieses Volk treibe oder sage, habe weder Bedeutung noch Gewicht und könne auch keinen Einfluss auf die Angelegenheiten ernster und gebildeter Männer haben. Die Hunde bellen, die Karawane zieht weiter, schloss der Wesir, der offensichtlich von allem unterrichtet war, was dem Konsul während seines Rittes durch die Stadt zugestoßen war,

und sich nun bemühte, die Angelegenheit zu bagatellisieren und zu mildern. Und schnell ging er über die unangenehmen Kleinigkeiten hinweg und brachte die Rede auf die einzigartige Größe der napoleonischen Siege und auf die Bedeutung und Wichtigkeit dessen, was die beiden Reiche, die Türkei und Frankreich, in enger und vernünftiger Zusammenarbeit erreichen könnten.

Die Worte, so aufrichtig und gelassen ausgesprochen, taten Daville wohl, denn sie waren eine indirekte Entschuldigung für die vorangegangenen Beleidigungen und verringerten in seinen Augen die erlittene Demütigung. Bereits beschwichtigt und besser gelaunt, betrachtete er interessiert den Wesir und erinnerte sich an das, was er von d'Avenat über ihn erfahren hatte.

Husref Mechmed-Pascha, genannt Hinkebein, war Georgier. In seiner Kindheit als Sklave nach Konstantinopel verschleppt, diente er beim großen Kutschuk Hussein-Pascha. Hier wurde Selim III. auf ihn aufmerksam, noch bevor er den Thron bestiegen hatte. Tapfer, scharfsinnig, schlau, beredt, seinen Vorgesetzten aufrichtig ergeben, wurde dieser Georgier mit 31 Jahren Wesir von Ägypten. Die Sache endete allerdings böse, weil ihn der große Mameluckenaufstand aus Ägypten verjagte, aber er fiel nicht völlig in Ungnade. Nach kürzerem Aufenthalt in Saloniki wurde er zum Wesir von Bosnien ernannt. Die Strafe war verhältnismäßig leicht, und Mechmed-Pascha tat das Seine, sie noch erträglicher zu machen, indem er vor der Außenwelt klugerweise so tat, als empfinde er es überhaupt nicht als Strafe. Aus Ägypten hatte er eine Abteilung von etwa dreißig ergebenen Mamelucken mitgebracht, mit der er auf dem Travniker Feld gerne Übungen durchführte. Die prächtig gekleideten und gut genährten Mamelucken erregten die Neugier aller und festigten das Ansehen des Paschas bei der Bevölkerung. Die

bosnischen Türken schauten mit Hass auf sie, aber auch mit Angst und geheimer Bewunderung.

Noch mehr Bewunderung als die Mamelucken erregte die Pferdezucht des Wesirs, so viele und so edle Pferde hatte man in Bosnien bisher nie gesehen.

Der Wesir war jung und sah noch jünger aus. Von unterdurchschnittlichem Wuchs, erschien er durch seine Haltung und besonders durch sein Lächeln in den Augen der Betrachter wenigstens eine Spanne größer. Auf dem rechten Bein hinkte er, aber er verbarg den Fehler, so gut es ging, durch den Schnitt seiner Kleidung und durch schnelle, geschickte Bewegungen. Musste er stehen, so nahm er rasch eine Haltung an, die den Körperschaden verdeckte, musste er aber gehen, so bewegte er sich schnell, lebhaft und ruckartig. Das verlieh ihm ein frisches und jugendliches Aussehen. Er hatte nichts von der steifen osmanischen Würde, von der Daville so viel gehört und gelesen hatte. Farbe und Schnitt seiner Kleidung waren schlicht, doch offensichtlich sorgfältig gewählt. Er gehörte zu den Menschen, die ihren Kleidern und ihrem Schmuck dadurch, dass sie sie tragen, Glanz und Vornehmheit verleihen. Sein Gesicht, ungewöhnlich rot wie das eines Seemannes, mit dem kurzen schwarzen Bart und den leicht schrägen, funkelnden schwarzen Augen wirkte offen und zeigte ein Lächeln. Der Wesir war einer von den Menschen, die hinter einem dauernden Lächeln ihre wahre Stimmung und hinter lebhafter Beredsamkeit ihre Gedanken oder Geistesabwesenheit verbergen. Alles, was er sagte, wirkte, als wisse er noch weit mehr darüber zu sagen. Jede seiner Liebenswürdigkeiten, Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten schien nur eine Einleitung zu sein, der erste Teil alles dessen, was man noch von ihm erwarten durfte. Wie gut man auch informiert und vorgewarnt war, man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, einen edelmütigen und

verständigen Mann vor sich zu haben, der nicht nur Gutes versprach, sondern auch tat, wo und wann er nur konnte, ohne dass man gleichzeitig so scharfsinnig gewesen wäre, die Grenzen dieser Versprechungen und das wahre Ausmaß dieser guten Taten zu erahnen und festzustellen.

Der Wesir wie der Konsul lenkten die Unterredung auf Dinge, von denen sie wussten, dass sie eine geheime Schwäche oder ein Lieblingsthema des anderen waren. Der Wesir kam immer wieder auf die unvergleichliche Größe Napoleons und auf dessen Siege zurück, während der Konsul, der durch d'Avenat von der Liebe des Wesirs zum Meer und zur Seefahrt wusste, über Schifffahrt und Seekrieg sprach. Und tatsächlich, der Wesir liebte das Meer und das Leben auf hoher See leidenschaftlich. Neben dem verborgenen Schmerz über seinen Misserfolg in Ägypten litt er am meisten darunter, fern vom Meer in diese kalte und raue Gebirgslandschaft verbannt zu sein. Tief im Herzen hegte er den Wunsch, eines Tages die Nachfolge seines großen Herrn Kutschuk Hussein-Pascha anzutreten und als Großadmiral dessen Pläne und Ideen zum Aufbau einer türkischen Seestreitmacht weiterzuverfolgen.

Nach einem Gespräch von anderthalb Stunden Dauer trennten sich der Konsul und der Wesir wie gute Bekannte, jeder in gleichem Maße überzeugt, dass er beim anderen vieles erreichen würde, und zufrieden mit seinem Partner und mit sich selbst.

Beim Abschied gab es noch mehr Lärm und Hin-und-her-Gelaufe als zur Begrüßung. Man brachte kostbare Pelz- umhänge – aus Marder für den Konsul, aus Tuch und Fuchs für seine Begleiter. Eine laute Stimme sprach Gebete und rief den Segen Gottes auf den Gast des Sultans herab, und die übrigen Anwesenden antworteten im Chor. Höhere Beamte führten Daville in die Mitte des inneren Hofes zum

Aufsteigestein. Alle gingen mit ausgebreiteten Armen, als trügen sie ihn. Daville bestieg sein Pferd. Über seinen Uniformmantel warf man ihm den Marderpelz des Wesirs. Draußen warteten die Mamelucken bereits auf ihren Pferden. Der Zug schlug den gleichen Weg ein, den er gekommen war.

Trotz der schweren Kleidung, die auf Daville lastete, überlief ihn ein Frösteln bei dem Gedanken, wieder zwischen den schäbigen Läden und schiefen vergitterten Fenstern durchreiten zu müssen, dem Geschimpfe oder der Verachtung des Pöbels ausgesetzt. Es schien, als wären seine ersten Schritte in Travnik ständig von Überraschungen begleitet, sogar von angenehmen. Die Türken vor den Geschäften blieben zwar düster und unbeweglich, den Blick absichtlich auf die Erde gerichtet, aber aus den Häusern kamen diesmal weder Schmähungen noch Drohungen. Von einem Schauer ergriffen, hatte er das Gefühl, dass ihn hinter den Holzgittern der Fenster viele unfreundliche und neugierige Augen beobachteten, aber stumm und reglos. Aus irgendeinem Grund glaubte er sich durch den Pelzmantel des Wesirs vor dem Pöbel geschützt, deshalb zog er ihn unwillkürlich noch enger an sich, richtete sich im Sattel auf und gelangte erhobenen Hauptes vor den ummauerten Hof Baruchs.

Als Daville in dem warmen Zimmer endlich allein war, setzte er sich auf die harte Bank, knöpfte die Uniform auf und holte tief Atem. Er war aufgeregt, dabei zerschlagen und müde. Er fühlte sich ausgehöhlt, abgestumpft und verstört, als wäre er, aus großer Höhe hinabgeschleudert, hier auf die harte Bank gefallen und noch nicht zu sich gekommen, und als wüsste er noch immer nicht recht, wo er sich befand und was mit ihm vorging. Endlich war er frei, aber er wusste nicht, was er mit der freien Zeit anfangen sollte. Er dachte an Ruhe und an Schlaf, doch sein Blick fiel auf den aufgehäng-

ten Pelzmantel, den er gerade erst vom Wesir erhalten hatte, und sogleich meldete sich schmerzhaft und unvermittelt der Gedanke, dass er dem Minister in Paris und dem Botschafter in Stambul über alles Bericht erstatten musste. Das hieß, alles noch einmal zu durchleben und alles so zu schildern, dass es weder seinem Ansehen zu sehr Abbruch tat noch von der Wahrheit abwich. Diese Aufgabe stand nun vor ihm wie ein unüberwindlicher Berg, den er dennoch erklimmen musste. Der Konsul bedeckte seine Augen mit der rechten Hand. Er atmete noch einige Male die Luft tief ein, stieß sie wieder aus und sprach dabei halblaut vor sich hin:

»Ach, gütiger Gott, gütiger Gott!«

Und so zurückgelehnt blieb er auf der Bank sitzen. Das waren sein Schlaf und seine Erholung.

Wie es den Helden in orientalischen Geschichten ergeht, war Daville gerade zu Beginn seiner Tätigkeit als Konsul mit den größten Schwierigkeiten konfrontiert. Alles hatte sich scheinbar gegen ihn verschworen, wollte ihn einschüchtern und vom eingeschlagenen Weg abbringen. Was er in Bosnien vorfand und was aus dem Ministerium, aus der Botschaft in Stambul oder vom Kommandanten in Split eintraf, stand in völligem Gegensatz zu dem, was man ihm in Paris vor seiner Abreise gesagt hatte.

Nach einigen Wochen zog Daville aus dem Haus Baruchs in das für das Konsulat bestimmte Gebäude um. Er richtete zwei, drei Zimmer ein, so gut er es verstand, und lebte in dem leeren, geräumigen Haus allein mit seiner Dienerschaft.

Auf der Herreise hatte er seine Frau bei einer französischen Familie in Split zurücklassen müssen. Madame Daville sah der Geburt ihres dritten Kindes entgegen, und er wagte es nicht, sie in diesem Zustand in die unbekannte türkische Stadt mitzunehmen. Nach der Niederkunft erholte sich seine Frau nur schwer und langsam, und ihre Abreise aus Split musste ständig hinausgeschoben werden.

Daville war an das Familienleben gewöhnt und bisher nie von seiner Frau getrennt gewesen. Die Trennung fiel ihm unter den gegebenen Verhältnissen besonders schwer. Das Alleinsein, die Unordnung im Haus, die Sorge um Frau und Kind quälten ihn von Tag zu Tag mehr. Monsieur Pouqueville hatte nach wenigen Tagen Travnik den Rücken gekehrt und seine Reise in den Orient fortgesetzt. Auch sonst fühlte sich Daville vergessen und sich selbst überlassen. All die Mittel, die man ihm vor seiner Abreise nach Bosnien für

seine Tätigkeit und seinen Kampf versprochen hatte oder die er nachträglich angefordert hatte, reichten nicht aus oder trafen überhaupt nicht ein.

Ohne Angestellte und Mitarbeiter musste er selbst seine Berichte und Briefe schreiben sowie alle Büroarbeiten verrichten. Ohne Vertrautheit mit der Sprache, dem Land und den Verhältnissen in Bosnien hatte er keine andere Wahl, als d'Avenat zum Dolmetscher des Konsulates zu bestellen. Der Wesir trat ihm seinen Arzt großmütig ab, und d'Avenat war begeistert, dass sich ihm die Gelegenheit bot, in französische Dienste zu treten. Daville stellte ihn nur unter großen inneren Vorbehalten und mit verborgener Abneigung ein, fest entschlossen, ihm ausschließlich solche Arbeiten anzuvertrauen, von denen auch der Wesir erfahren durfte. Aber bald merkte er selbst, wie unentbehrlich und nützlich der Mann wirklich war. D'Avenat fand auf Anhieb zwei zuverlässige Kawassen, einen Albaner und einen Herzegowiner, leitete die Dienerschaft an und nahm dem Konsul viele kleine, lästige Arbeiten ab. Bei der täglichen Zusammenarbeit beobachtete Daville ihn und lernte ihn immer besser kennen.